

# **Beieinander bleiben**

**Adventskalender 2023**

**Regine Radermacher**

## 1. Dezember

**„Heute leben nicht religiöse Menschen neben uns: der Kollege, ein wundervoller Mensch und ein Atheist; die Freundin aus der Flüchtlingsarbeit, von Religion will sie nichts wissen; die Kinder aus den Theologenfamilien, die sich 'religiös unmusikalisch' nennen und kaum in der Kirche zu finden sind.“ (Fulbert Steffensky: „Wer in Zungen redet, erbaut sich selbst“ in: „Fragmente der Hoffnung“, Radius Verlag 2019, S. 46)**

Meinen diesjährigen Überlegungen zur vorweihnachtlichen Zeit stehen wieder einmal Zitate von Fulbert Steffensky voran. Einfach aus dem Grunde, weil er für mich eine unerschöpfliche Quelle wichtiger Gedanken ist, denen ich nur selten nachgehe. Außer eben, wenn ich mich mit ihnen auseinandersetzen muss.

In einer immer säkularer werdenden Gesellschaft kommen auch engagierte Kirchenmitglieder kaum darum herum, sich zu fragen, was denn unserer Mitmenschen von uns erwarten. Wie sollen wir reden, wovon sollen wir erzählen? Nehmen uns unsere Freunde, die völlig andere Erfahrungen mit der Kirche haben als wir, überhaupt ernst in unseren Äußerungen? Offenbar hat der Autor sich vor ca. sieben Jahren ähnliche Fragen gestellt.

Dass wir in der Nähe von sehr geschätzten Personen leben, die sich selbst als Atheisten bezeichnen, ist beileibe kein seltenes Phänomen mehr, sondern der Alltag für uns. Sie sind nicht etwa Zweifler, die meinen, man könne nicht beurteilen, ob es Gott oder andere überirdischen Wesen wirklich gäbe, denn solche nennt man Agnostiker. Sondern sie glauben, dass kein Gott existiert, kommen ohne ein ‚höheres Wesen‘ gut im Leben zurecht. Denn oft halten sie sich an die Prämissen der Humanität, leben ihrem Nächsten zugewandt und aufmerksam.

Nicht selten war es eben die Kirche, die sie dem Vernehmen nach zu Atheisten hat werden lassen. Eine Erfahrung von Angstmacherei, von einem lebensfeindlichen Korsett, in das sie sich zu Unrecht gesteckt fühlten. Von körperlichem oder seelischem Missbrauch, von Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit innerhalb einer Institution, die doch genau das Gegenteil im Munde führte, die Mitmenschlichkeit predigte.

Oder sie kamen aufgrund ihrer Erziehung bereits gar nicht mehr mit den Ritualen und Bräuchen der Institution in Berührung, weil ihre Eltern ihnen solche Erfahrungen ersparen wollten. So kommt es, dass einige von ihnen sich noch mit den Gegebenheiten in der Kirche auskennen, andere aber überhaupt nicht. Bereits in der Zeit, in der ich Religionsunterricht in einem Gymnasium gab, stellte ich fest, dass viele Kinder von biblischen Geschichten und den ihnen innewohnenden Verheißungen keine Ahnung mehr besaßen.

Ihnen und uns ist dieser Kalender gewidmet. Wir Kirchenmitglieder, denen am Wort Gottes liegt, müssen uns fragen lassen, wie wir davon reden wollen.

## 2. Dezember

**„Ich erwarte, dass sie meine Andersartigkeit im Glauben oder meinen Unglauben achten, wenn sie diese auch nicht teilen.“ (Steffensky S. 47)**

Zunächst einmal geht es dem Autor nicht darum, was jene, die er ‚Unkundige‘ nennt, von uns erwarten, sondern im Gegenteil. Er geht von seiner eigenen Erwartungshaltung aus. Dabei finde ich bemerkenswert, dass er nicht nur von seinem Glauben, sondern auch von seinem Unglauben spricht.

Also erscheint es keinesfalls selbstverständlich, dass Menschen, die sich zur Gemeinde halten, in jeder Situation von einem festen Glauben be-seelt sind. Und das können wir vermutlich alle bestätigen. Gibt es doch sicher wenige Menschen, deren Glaube vollständig ohne jeden Zweifel auskommt. Die ihr Leben ohne jene Brüche sehen, die andere schon einmal an den Rand ihrer Existenz gebracht haben.

Sind doch viele Personen unter uns, die sich aus unterschiedlichen Gründen aktiv für ein Weiterleben entschieden haben, obwohl sie das Gefühl hatten, ihnen werde der Boden unter den Füßen weggezogen. Ich selbst kann mich von solchen Gedanken nicht freisprechen. Und dabei kam mein Glaube ganz gehörig ins Wanken. Das ist sicher außer mir vielen Menschen geschehen, die sich selbst als gläubig bezeichnen würden.

Beides soll also geachtet werden, mein Glaube und mein Unglaube. Wobei den Letzteren zu achten sicher anderen Personen leichter fällt als den ersten. Aber was bedeutet es, dass sie mir in meinen Überzeugungen Achtung entgegenbringen sollen? Nun, ich möchte ihretwegen nicht für lächerlich gehalten werden, nicht für naiv und gar dumm. Während sie selber sich möglicherweise für aufgeklärt und rational halten in ihrer Sicht der Welt.

Atheisten müssen meine tiefsten Überzeugungen nicht teilen, es ist nicht nötig, dass sie so denken, fühlen und glauben wie ich. Aber sie können sich auch nicht darüber erheben, andere Gedanken belächeln und sie in Grund und Boden kritisieren.

Meine Überzeugungen gehören als ein Teil zu mir, sie sind prägend für meine Persönlichkeit. In ihnen lebe ich und nach ihnen handele ich, meistens wenigstens, wie ich hoffe. Das geschieht, wie vieles andere, sicher nicht ohne Brüche, und manchmal fürchte ich, das Falsche oder zu wenig getan zu haben.

Doch achte ich selbst meinen Glauben oder Unglauben und das erscheint mir die Voraussetzung dafür zu sein, dass andere dies auch tun. Zu meiner Überzeugung gehört es, dass Menschen viele Gaben besitzen, die sie befähigen, mit anderen Personen in guten Kontakt zu treten. Diese Ansicht habe ich während meiner beruflichen Zeit umzusetzen versucht und die Rückmeldungen vieler Auszubildender bestätigen mir noch heute, dass es von Fall zu Fall gelungen zu sein scheint.

### 3. Dezember

**„Es ist nicht leicht, fremde Wege wertzuschätzen, sie also nicht zu tolerieren in einem liberalistischen Sinn, sondern sie fraglos zu schätzen.“ (Steffensky S. 48)**

Dass es alles andere als leicht ist, fremde Wege und die ihnen zugrunde liegenden Überzeugungen zu tolerieren, wird uns täglich in den asozialen Medien vorgeführt. Hier erhält bereits eine geringfügig abweichende Anschauung dermaßen miserable Rückmeldungen, Anwürfe und Beleidigungen, dass es einen normal denkenden Menschen grausen muss vor so viel unbedenklich ausgeteilter Missachtung.

Denn darum geht es doch Steffensky in der Hauptsache: Ohne gegenseitige Toleranz ist ein Miteinander, ja insbesondere ein Austausch zwischen den Überzeugungen und den daraus resultierenden Handlungen kaum möglich.

Nun hat das Wort ‚Toleranz‘ für meine Ohren keinen besonders guten Klang. Es kann darin ein erhebliches Maß an Gleichgültigkeit mitschwingen, gleichsam ein inneres und äußeres Achselzucken zu den Anschauungen meiner Mitmenschen. Sowie den Äußerungen und den Einstellungen unserer Politiker gegenüber. Sie machen ja doch, was sie wollen, warum soll ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlassen. Warum mich überhaupt noch interessieren für das, was um mich herum vorgeht.

Davon aber spricht unser Autor nicht. Er benutzt das Wort ‚wertschätzen‘, das erheblich mehr Anstrengung von der Person verlangt, die sich fremden Wegen gegenüber sieht. Bereits das Sicheinlassen auf andere Lebensstile als meinen eigenen, auf andere politische Richtungen verlangt von mir ein hohes Maß an Selbstverleugnung. Das ich durchaus nicht immer an den Tag legen kann, wenn ich mir die menschenfeindlichen, aber publikumswirksamen Äußerungen mancher Politiker anhöre.

Andere Weg zu schätzen, erscheint mir eine sehr schwere Aufgabe. Und das ist nicht nur heute der Fall, sondern sicher schon immer so gewesen. Aber in früheren Zeiten hat uns die anerzogene Höflichkeit davor bewahrt, in Gegenwart Andersdenkender ausfallend oder beleidigend zu werden. Diese Tatsache scheint heute dort nicht mehr zu greifen, wo man anonym seinen Ärger und seinen Frust in die Welt hinausposaunen darf.

Doch nicht nur andere Wege und Ansichten zu schätzen wird von uns gefordert, sondern dies auch noch fraglos zu tun. Warum eigentlich? Ist es nicht legitim, sich bei anderen Personen zu erkundigen, wie sie zu ihren Überzeugungen gekommen sind? Ist unsere Wissbegier nicht entschuldbar, ist sie nicht erst der Anknüpfungspunkt für einen Austausch in Augenhöhe?

Ich denke, das meint Steffensky nicht. Sondern ihm geht es um die Voraussetzung, unter der ein wirklicher Kontakt mit meinem Gegenüber stattfinden kann. Erst einmal muss ich ihn schätzen, dann wird ein Gespräch möglich sein.

## 4. Dezember

**„Es ist nicht leicht, damit umzugehen, dass Menschen nicht lieben, was wir lieben, dass sie andere Wege gehen als die, die wir gehen.“ (Steffensky S. 48)**

Dieser Aussage kann ich uneingeschränkt zustimmen. Denn wenn wir etwas lieben, begeistern wir uns dafür und hätten zu gern, dass andere sich ebenfalls dafür begeistern könnten. Ist es ein Gegenstand, so zeigen wir ihn herum, ist es ein Ort und eine Landschaft, so möchten wir, dass andere Personen sie ebenfalls mit unseren Augen sehen.

Selbst bei einem Menschen, den wir lieben, sehen wir gern, wenn andere ihn bejahen und akzeptieren, sie müssen ihn nicht unbedingt lieben wie wir. Es genügt schon, wenn sie ihn nicht ablehnen, ihn ihrer Gesellschaft für wert halten, ihn so nehmen, wie er ist.

Ja, was wir lieben, soll nach Möglichkeit auch anderen gefallen, wenigstens den Menschen, die uns wichtig sind, an denen uns liegt. Das gilt vor allem für solche Personen, die wie ich ihr Herz auf der Zunge tragen und ihre Begeisterung nicht oder nur schwer verbergen können und wollen. Mir kann man Freude und Entzücken meist schon am Gesicht ablesen, leider jedoch Ablehnung genauso gut.

Das muss jedoch bei anderen Personen nicht der Fall sein. Gelegentlich hört man von Menschen, die ihre Vorstellungen und Vorlieben vor anderen lange verbergen können, oft aus Furcht davor, mit ihnen nicht akzeptiert und anerkannt zu werden. Die sich vielleicht mit ihren Überzeugungen glauben verstecken zu müssen, um von den sie Umgebenden in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

Ich stelle es mir schrecklich vor, mit einem Partner zusammenzuleben, der nicht respektieren kann, dass ich ein praktizierendes Mitglied meiner Gemeinde sein möchte. Einem Menschen, der meine Neigung zum Lesen und Schreiben unangenehm findet. Der die Personen meiner Familie ablehnt und nicht gestattet, dass ich Zeit mit Menschen meiner Wahl verbringe. Das muss ich glücklicherweise nicht erleben, weiß jedoch, dass andere in solchen Beziehungen gefangen sind.

Doch hat der Autor damit Recht, dass er feststellt, es sei nicht leicht, die Vorlieben und Lebensentwürfe anderer zu respektieren. Wenn sie nicht lieben, was wir lieben, müssen wir unsere Begeisterung für liebgewordene Wege zügeln. Uns in ihre Lage versetzen, versuchen zu verstehen, warum sie ihren eigenen Wegen folgen, die so ganz anders sind als unsere. Das kann schon bei den eigenen Kindern und nächsten Verwandten geschehen.

Denn wir wissen genau, dass jede ungebetene Einmischung, jeder Versuch, die anderen von ihren Wegen abzubringen nur Schmerz, Unverständnis und Ablehnung nach sich ziehen, die wir auf keinen Fall wünschen.

## 5. Dezember

**„Wir müssen sie (fremde Wege, die Verfasserin) tolerieren, also erdulden, also erleiden. In dem *tolerare*, wovon Toleranz abgeleitet ist, steckt der Schmerz darüber, nicht einzigartig zu sein, der Schmerz darüber, ein endliches Wesen zu sein, auch als Kirche; der Schmerz darüber, dass andere uns nicht brauchen und dass andere auf anderen Wegen glücklich werden, ethisch leben und ihr Heil finden.“ (Steffensky S. 48)**

Denn die genannte Toleranz bedeutet weit mehr als ein gleichmütiges Achselzucken anderen Einstellungen gegenüber. Wie Steffensky ausführt, heißt das Wort: erdulden, ertragen. Und damit geht sie deutlich über ein passives Hinnehmen hinaus. Eine aktive Leistung wird verlangt, nämlich die Einsicht, dass wir Gemeinde- und Kirchenmitglieder nicht im Besitz einer allein seligmachenden Wahrheit sind.

Mit dieser Einsicht findet sich die vom Autor genannten Schmerzen ein. Und damit mutet er uns eine Menge zu. Die Erkenntnis, dass wir endliche Wesen sind, halten wir uns gern so lange wie möglich vom Leibe. Aber immerhin wissen wir: Um diese Wahrheit kommen wir nicht herum. Ich muss gestehen, ich habe immer noch keine Patientenverfügung oder Vorsorgevollmacht aufgesetzt, obwohl mir klar ist, dass ich in meinem Alter über siebzig Jahre daran denken sollte.

Sehr interessant finde ich die Feststellung Steffenskys, wir seien auch als Kirche endlich. Dies scheint ebenfalls eine nicht mehr aufschiebbare Erkenntnis zu sein, mit der wir uns auseinandersetzen müssen. Obwohl nicht einmal erklärte Atheisten sich eine Gesellschaft ohne Gott vorstellen mögen. Aber das sind ja auch zwei Paar Schuhe, eine Gesellschaft ohne Kirche muss noch lange keine gottlose Gesellschaft sein.

Eine besondere Kränkung stellt die Annahme dar, andere brauchten uns nicht. Wir seien eben doch nicht das Salz der Erde oder das Licht der Welt. Vermutlich haben wir zu lange versäumt, als Würzfactor in Erscheinung zu treten. Oder haben gar versucht, anderen dermaßen viele Lichter aufzustecken, dass sie bald die Nase voll hatten von uns.

Offenbar können Menschen glücklich sein und nach humanen Maßstäben leben, ohne dass sie unsere Ansichten und Hoffnungen teilen. Ohne, dass sie dabei in irgendeiner Form verzweifelt oder unglücklich wären. Denn die Heilsversprechen, die wir mit ihnen teilen könnten, benötigen sie nicht.

Das stärkste aber ist für mich die Behauptung, wir seien nicht einzigartig. Hat man uns nicht unser gesamtes Leben lang in dem Wahn erzogen, so etwas Wunderbares wie uns gebe es nicht noch einmal? Und zielen nicht alle Therapien darauf ab, uns darin zu bestätigen? Uns messen zu wollen an anderen, uns immer mehr körperlich und geistig zu verbessern, scheint gerade heute eine sehr verbreitete Strategie zu sein. Der Autor möchte uns davon offenbar befreien, wenn auch unter Schmerzen.

## 6. Dezember

**„Gott ist unendlich, wir nicht, auch das Christentum nicht. Das zu respektieren ist Toleranz, ohne die es keine Humanität gibt.“ (Steffensky S. 48)**

Unsere Menschlichkeit, der Anspruch auf die christliche Liebe zum Mitmenschen, hängt also von einer recht anspruchsvollen Voraussetzung ab. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu akzeptieren, dass nicht wir Christen das letzte Wort in puncto Wahrheit haben. Das zu hören oder zu lesen ist eine Sache, danach zu leben eine ganz andere.

Die Toleranz zu üben, sich selbst und den eigenen Glauben nicht absolut zu setzen, scheint je länger je mehr eine besonders schwierige Angelegenheit zu sein. Betrachten wir einmal den Ursprung eines Tages, der im November gefeiert wurde.

Der römische Soldat Martin, der seinen Mantel mit einem Bettler teilte, tat dies keineswegs aus christlichen Motiven. Sondern schlicht und einfach aus Gründen der Humanität. Der Mann sollte nicht frieren müssen, während er selbst sich in das kuschelige Tuch hüllen konnte. Eine Geste des Mitgefühls, nicht mehr und nicht weniger. Ob dem Frierenden der halbe Mantel etwas genützt hat? Manchem wohlmeinenden Menschen wären sicher andere Formen der Hilfsbereitschaft eingefallen.

Nach hunderten von Jahren wird dieses Soldaten noch gedacht, Kinder singen ihre Lieder und ziehen mit Laternen umher. Sie erinnern an unsere Fähigkeit zu teilen, Not zu lindern. Auch wenn heute kaum jemand mehr daran denkt, dass der gute Mann damals eben noch kein Bischof war und nicht mit seiner Geste christliche Nächstenliebe bezeugte.

Wenn man sich umschaute in unserer Welt, so scheinen wir mehr denn je von dieser geforderten Toleranz entfernt zu sein. Fundamentalisten auf allen möglichen Seiten setzen ihre Maßstäbe absolut und leiten daraus die schrecklichsten Verbrechen gegen Andersgläubige ab. Das ist beileibe nicht neu, so geschah es bereits vor Jahrhunderten.

Dass jedoch wir als angeblich aufgeklärte Menschen noch immer solchen Praktiken huldigen, kann einen schon zutiefst erschrecken. Haben wir denn gar nichts gelernt? Intoleranz scheint sich wie eine Epidemie zu verbreiten und sogar unter den Jüngsten ihre Anhänger zu finden. Von älteren Menschen gar nicht zu reden, denen unsere Vorfahren noch besondere Altersweisheit und Gelassenheit zutrauten.

Ich schreibe dies auch gegen mich selbst an. Und lausche der hoffnungsvollen Aussage Steffenskys, dass nur Gott unendlich sei, ich aber nicht. Wie gut, dass wir es nicht auf unsere Kappe nehmen müssen, wie schön, dass diese Aussage uns entlastet von der Verantwortung, alles besser wissen zu müssen als andere. Als seien wir die Heilsträger dieser Welt. Gott sei Dank ist er es allein.

## 7. Dezember

**„Toleranz heißt lassen und nicht im Stich lassen. Vielleicht werden die Wege der Fremden klarer an der Deutlichkeit unseres Weges. Vielleicht werden unsere Wege klarer, wenn wir ihre Wege kreuzen.“ (Steffensky S. 48)**

Auch wenn wir nicht die Retter der Welt sind, sollen sich unsere Pfade dadurch nicht von denen anderer Menschen trennen. Wenn wir sie zu respektieren gelernt haben, sollen wir sie doch nicht im Stich lassen.

Eine seltsame Formulierung, finde ich. Denn diese Wortwendung legt nahe, dass bei einer Trennung zwischen uns Wertvolles verloren ginge. Allerdings nicht nur für eine Seite, sondern für beide, wie die Nachsätze begreiflich machen.

Ich beginne damit, mir über den letzten Satz Gedanken zu machen, weil er meine Erfahrungen bestätigt. In der Tat werden meine Wege, wird mir meine eigene Überzeugung klarer, wenn ich mit Menschen spreche, die sie nicht unbedingt teilen. Meine Freunde helfen mir durch die Gespräche mit ihnen, besser zu verstehen, woran ich glaube und worauf ich mich verlasse. Dieses große Geschenk wird mir durch ihre Freundschaft zuteil. Wenn sie mich nach meinem Glauben fragen, muss ich mir immer wieder überlegen, wie es damit eigentlich bestellt ist.

Sie lassen mich nicht im Stich, weil sie mich fordern, wie Gleichgesinnte es vielleicht gar nicht könnten. Und ich hoffe, sie nicht im Stich zu lassen, wenn ich davon spreche, was mich in meinem Leben trägt. Es ist nicht einfach, mich so auszudrücken, dass ich verständlich bleibe. Denn zu lange habe auch ich mir eine ‚fromme‘ oder kirchennahe Ausdrucksweise angewöhnt, so dass ich nicht sicher sein kann, ob ich nicht in Rätseln spreche. Oder ‚in Zungen‘, wie es das Alte und Neue Testament nennen. Wie soll mich jemand verstehen können, der einer solchen Terminologie entwöhnt oder entwachsen ist?

Nun ist mir allerdings klar, dass auch meine Zweifel, meine Ungeduld, möglicherweise mein Unglaube dabei nicht verschwiegen werden darf. Ist doch mein Glaube keine statische Größe. Ich habe ihn nicht gepachtet und bin darin sicher bis an mein Lebensende. Vielleicht genauso wenig, wie jene Menschen, die sich selbst für ungläubig halten, sich dieser Tatsache immer sicher sind. Die aber absolut nicht darauf verzichten möchten, mit mir über Glauben und Zweifel ins Gespräch zu kommen.

So geschieht es, dass wir vielleicht einander zu denken geben können, auf jeden Fall aber in Toleranz und Freundschaft verbunden bleiben. Dies ist eine wertvolle Gabe, die nicht hoch genug einzuschätzen ist. Sofern wir im Vertrauen zueinander wachsen, kann auch leichter deutlich werden, was Glaube für mich ist: das Vertrauen in den, den ich nicht sehe, der mich aber begleitet.



## 8. Dezember

**„Vielleicht gewinnen sie (die Wege der Fremden, die Verfasserin) Gesicht an der Klarheit unseres Gesichts und gewinnen wir Gesicht an ihren Gesichtern. Auch das gehört zu unserer gläubigen Existenz, den Atheismus sein zu lassen und ihm im Namen Gottes zu widerstehen; ihm das Lebensrecht zu gönnen und ihm zu widersprechen.“ (Steffensky S. 48)**

Denn Toleranz bedeutet ja nicht, den Mund zu halten und so zu tun, als stimmten wir einer Auffassung zu, die doch die unsere nicht ist, nicht sein kann. Dem Atheismus sein Lebensrecht gönnen, ihm also nicht zu sagen, es dürfe ihn nicht geben, und ihm dennoch zu widersprechen, ist unsere Aufgabe.

Ihm allerdings nicht ohne Grund zu widersprechen, nicht aus der Freude am Widerspruch, sondern dies im Namen Gottes zu tun, der in unserem Leben eine tragende Rolle spielt. Auf den wir uns verlassen im Leben und im Sterben, wie es im Heidelberger Katechismus heißt. Dies mit Worten zu tun, ist eine Sache, es mit den Handlungen und Entscheidungen in unserem Alltag zu tun, eine oft sehr viel schwerere.

Doch an ihnen wird deutlich, ob wir in unserer Überzeugung an Klarheit gewinnen, ob der Glaube ein Gesicht bekommt oder nicht. Das heißt nichts anderes, als dass wir mit unserer ganzen Person für das geradestehen, wovon wir überzeugt sind. Mein Gesicht ist das eines Menschen, der der Verheißungen Gottes vertraut, zugegeben mal mehr, mal weniger. Davon können wir uns nicht freisprechen. Aber gerade das kann uns glaubwürdiger werden lassen, als ein himmelhochjauchzendes, unangegriffenes und unangetastetes Vertrauen.

Wenn Menschen das Gefühl haben, sie gehörten eigentlich zu denen, die in der Bibel als ‚Kleingläubige‘ bezeichnet werden und darüber zu zweifeln drohen, kann und muss man ihnen Mut machen. Vielleicht haben sie zu oft mit jenen gesprochen, die den Mund recht voll genommen haben in ihrer Überzeugung. Vielleicht haben sie zu wenig von jenen gehört, die sich selbst als Atheisten bezeichnen. Möglicherweise hätten sie Gesicht gewinnen können in ihrem Glauben, wenn sie ihn vor anderen hätten vertreten müssen. Wären vielleicht getrösteter gewesen, weil sie gespürt hätten, dass wir alle zu diesen Menschen mit wenig Glauben, mit einem wackelnden Vertrauen gehören.

Mir macht es Mut, wenn ich darüber nachdenke und mit anderen darüber rede. Sollen wir ‚Glaubenshelden‘ sein? Ich meine nicht. Aber Klarheit für mich selber möchte ich gewinnen, je länger, je mehr. Darum halte ich das Alter für eine großartige Sache, weil es uns die Gelegenheit gibt, mit anderen in einen Austausch zu geraten, der beiden Seiten nützt und hilft. Vielleicht ist es nichts für Feiglinge, aber fantastisch für Menschen, die der Einsicht bedürfen.

## 9. Dezember

**„ Wir sind auf dem Weg zur ‚dritten Ökumene‘...Die erste Ökumene: die zwischen den verschiedenen Dialekten des Christentums; die zweite: die zwischen den verschiedenen Religionen; die dritte: die zwischen nicht-religiösen Menschen und den religiösen.“ (Steffensky S. 48)**

Ich fände es schön, wenn es so wäre. Mir scheint aber, wir buchstabieren immer noch an den Dialekten unseres Christentums herum, geschweige denn gelängen uns Fortschritte in den anderen beiden Richtungen. Aber vielleicht sind wir nur zu blind, um zu sehen, was tatsächlich in unserer Welt erforderlich ist? Doch angesichts der handfesten Auseinandersetzungen um uns her, könnten wir auf die Idee kommen, wir seien kaum einen Schritt vorangekommen.

Vielleicht ist es aber auch genau andersherum. Vielleicht müssen wir die dritte Stufe der Verständigung vorziehen, um die anderen beiden leichter bewältigen zu können? Möglicherweise erlaubt uns eine Klarheit, die wir im Dialog mit nicht-religiösen Menschen gewinnen, leichter ein Verstehen anderer religiöser Ausdrucksweisen? Das könnte ich mir vorstellen.

Darauf deutet auch eine andere Beobachtung hin: Dass nämlich in Ländern, in denen eine Staatsreligion gilt, die Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, ja sogar gegen die eigenen Glaubensgenossen ungleich höher ist, als in anderen Ländern. Wir brauchen uns nur die jüngsten Geschehnisse im Iran vor Augen zu halten. Und nicht nur dort.

Diese Überlegung unterstreicht die früheren Aussagen Steffenskys. Es stellt sich nicht als Manko für Christen dar, dass sie mit nichtreligiösen Menschen in einen Dialog geraten und ihn aushalten sollen, sondern vielmehr als Chance. Als Chance zu größerer Toleranz, als Chance für mehr Klarheit für sie selbst, als Möglichkeit, anderen Glaubensrichtungen ihr Existenzrecht genauso gut zu gewähren, wie den eigenen Glaubensgenossen.

Es ist sehr gut möglich, dass ich mit diesen Ausführungen zu dem Aufsatz des Autors längst offene Türen einrenne. Denn oft sind Menschen, die nicht so stark in kirchlich institutionellen Bezügen leben, bereits viel weiter in ihrem Denken und Handeln als solche, die der Institution stark verhaftet sind. Sie sind meist offener für neue Formen der Gottesdienste, fröhlicher und aufgeschlossener in einer Gemeinschaft, die über die eigene Zugehörigkeit zur Gemeinde hinausgeht.

Kürzlich konnte ich dies bei einem ökumenischen Frauenfrühstück in unsere Gemeinde beobachten. Ich war zum ersten Mal dabei, vielleicht, weil ich mich bisher aus Scheu vor einer Vereinnahmung bei solchen Veranstaltungen zurückgehalten habe. Völlig zu Unrecht, wie ich feststellen musste. Es war für mich ein erfreulich lockerer und angenehmer Morgen. Zumal das Thema „Achtsamkeit“ mit viel Bedacht den Zuhörerinnen nahegebracht wurde. Und mir ging auf, wie stark es mit dem Respekt auch und gerade vor nichtreligiösen und andersgläubigen Menschen zu tun hat.

## 10. Dezember

**„Der Kern der christlichen Tradition soll also vor den Unkundigen (den nichtreligiösen, die Verfasserin) nicht verschwiegen werden, es soll der Name Gottes genannt werden. Gott zu nennen heißt natürlich nicht nur, eine Vokabel zu gebrauchen. Gott zu nennen heißt, über Gerechtigkeit und Unrecht, über Feindschaft und Versöhnung, über gutes Wasser und guten Boden für unsere Nachkommen zu reden.“ (Steffensky S. 52)**

Der Bezugspunkt unseres Glaubens nämlich ist die Überzeugung, dass wir nach dem Willen Gottes zu wirklich schweren Aufgaben aufgefordert sind. Zunächst zu jenen, die sich auf andere Menschen beziehen, denen wir selbst nicht immer freundlich gegenüberstehen. Ihnen mehr als Respekt, nämlich unsere Aufmerksamkeit zu widmen, muss sich dabei nicht von humanitären Einstellungen unterscheiden. Aber die Begründung ist eben eine andere.

Wenn also nicht nur zwischenmenschliche Erwägungen in unserem Handeln eine Rolle spielen, so ist auch der Trost, der darin liegt, nach meiner Auffassung ein sehr viel tieferer. Nicht nur ich sehe den Menschen an, der meine Hilfe benötigt, nicht nur mein Mitgefühl dient ihm, sondern er wird von jemandem gesehen und liebevoll betrachtet, der weit mehr und genauer sieht, als ich es je könnte.

Nicht so, wie jene Nonne, bei der sich ein Kranker für ihre Hilfe bedankte. Die darauf sagte: „Ich habe es ja nicht für Sie getan, sondern für den Herrn.“ In diesen Worten offenbart sich eine unverzeihliche Kränkung der vor ihr liegenden Person. Damit hat sie genau die falsche Botschaft ausgesandt, und keineswegs die, die sie senden wollte.

Nein, wir sind in solchen Augenblicken das Gesicht unseres Glaubens. Wir wenden uns einer Person zu, achten und respektieren sie als solche, unser Mitgefühl gilt ihr. Nicht unser Mitleid! Denn dies erniedrigt unser Gegenüber. Gott verlangt von uns, andere Menschen zu achten, für Gerechtigkeit und Versöhnung zu streiten.

Darum ist dies das höchste Gebot jeder Pflege: Dass jemand, der eine andere Person pflegt, es so unternimmt, dass der Betroffene seine Abhängigkeit von der professionellen Kraft nicht spürt. Tun, als täte man nicht, muss die Devise sein, die ich in meiner Berufstätigkeit Auszubildenden zu vermitteln versuchte.

Dahinter steckt Gottes Aufforderung, unsere Aufmerksamkeit auf den Augenblick, also auf uns selbst und die uns gegenüberstehende Person zu richten. Mit anderen Worten, Achtsamkeit. Eine nicht wertende Einstellung zum Menschen, wer und wie er auch sein mag. Aber auch die, mich selbst nicht aus dem Auge zu verlieren, mich nicht zu überfordern, mich nicht selbst aufzugeben durch meine Hilfe für andere.

Denn dadurch würde ich Gott und seiner Fürsorge für meine Person gleichsam ins Gesicht schlagen.

## 11. Dezember

**„Den Namen Gottes vor anderen und für andere zu nennen, ist Mission. ... Mission heißt zeigen, was einem wichtig ist, worauf man setzt und was man liebt. Mission: sich zeigen und niemanden zwingen.“  
(Steffensky S. 52)**

Nun hat das Wort Mission seit Jahren einen sehr schlechten Ruf. Denn in der Tat haben unsere Väter und Mütter Menschen in aller Welt einigermaßen rücksichtslos zum Glauben an Gott bewegen wollen und können. Dabei wurden weder ihre Überzeugungen noch ihre Kultur geachtet und wertgeschätzt.

Deshalb erscheint mir dieser Nachsatz Steffenskys so wichtig: ein Glaubender kann und soll sich als solcher zeigen, aber niemals jemanden zwingen oder zu verführen zu suchen. Zwingen lässt sich heute kaum jemand mehr, aber verführen lassen sich Menschen massenhaft. Wenn auch weniger zum Glauben an Gott, als zum Glauben an alles Mögliche andere, und seien es angesagte Kosmetika oder modische Kleidungstrends.

Allerdings wird aus den Tagen der Mission überliefert, dass auch damals schon die Verführung einen großen Stellenwert besaß: So wurde den Stammesältesten Tabak und ähnliche Luxusgüter angeboten, wenn sie mit ihrem Gefolge zu den Gottesdiensten erscheinen. Ob sich daraus langfristig Glaubensänderungen ergaben, weiß man jedoch nicht.

Mir leuchtet ein, dass Mission bedeutet, zu zeigen, was man liebt. Über unsere Begeisterung, die mit Menschen, Orten oder Dingen einhergeht, habe ich bereits geschrieben. Also missionieren wir tatsächlich unsere Umgebung häufig, selbst dann, wenn wir ihnen eine von uns bevorzugte Lektüre empfehlen.

Aber missionieren wir unsere nichtreligiös eingestellten Freunde mit unserem Glauben? Ich denke, darin verhalten wir uns weit vorsichtiger. Möchten wir doch niemanden verschrecken durch ungeschickte Bemerkungen, wie ich sie von der besagten Nonne berichtete. Wir möchten ja auch niemanden überfallen mit unseren Überzeugungen, so dass sich Menschen genötigt fühlen, mit uns darüber zu sprechen.

Eine andere Sache ist es, wenn wir gefragt werden. Was nach meiner Auffassung gar nicht so selten geschieht. Dann ist es angesagt, Farbe zu bekennen, zu erzählen, warum und wie ich selbst meinen Glauben lebe. Oder gelegentlich an ihm verzweifele. Aber worauf ich auch in meiner Verzweiflung noch setzte.

Ich denke, das gerade macht meine Mission aus. Man kann dieses Wort ja auch anders lesen: auf eine Mission wird man geschickt, das hat nicht unmittelbar mit der Bekehrung anderer Personen zu tun. Mehr bedeutet das Wort als solches nicht. Ich fühle mich durch Gott geschickt, durch Worte und Handeln etwas weiterzugeben von meiner Freude und meiner Zuversicht. Aber ohne andere zu zwingen, darin einzustimmen.

## 12. Dezember

**„Alle wesentlichen und die Existenz des Menschen betreffenden Vorgänge spielen sich nicht nur in seinem Inneren ab. Sie drängen nach draußen, sie wollen inszeniert und gesehen werden, sie brauchen Publikum und Zeugen.“ (Steffensky S. 52)**

Wie sagt es der Volksmund so passend: Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Ob es sich dabei um bedrückende und traurige Angelegenheiten handelt oder um freudige, begeisternde. Alles in uns will nach draußen, will gehört werden von anderen Menschen. Jedenfalls bei Personen wie mir, die mehr oder weniger ihr Herz auf der Zunge tragen.

Es gibt natürlich auch andere, die lieber mit sich selber ausmachen, was sie im Innersten bewegt. Sie mögen im Laufe ihres Lebens gelernt haben, dass das Interesse für ihre größten Anliegen bei anderen nicht gut ankommt. Oder in falscher, oft christlich motivierter Bescheidenheit der Auffassung sein, sie seien es nicht wert, beachtet zu werden.

Solche Regungen findet man nicht nur bei religiösen Menschen, sondern bei nichtreligiösen genauso. Wer hat ihnen das weisgemacht, dass sie der Aufmerksamkeit anderer nicht wert sind? Der Glaube an einen gegenwärtigen Gott sicher nicht. Bereits früher im Kindergottesdienst haben wir gesungen: „Pass auf, kleines Auge, was du siehst, denn der Vater in dem Himmel schaut herab auf dich...“. Allerdings wurde – wie man hört - die Aufmerksamkeit Gottes damals dazu herangezogen, als Überwacher unserer kleinen, manchmal boshaften Vergehen zu dienen.

Der Autor hebt darauf ab, dass es besonders die existentiellen Belange sind, die nach außen drängen und Zeugen brauchen, möglicherweise weil sie sonst in unserem Inneren Unheil anrichten könnten. Wir wissen, dass Menschen, die gewohnt sind, alles in sich hineinzufressen, oft als verschlossen und kalt gelten in ihrer Umgebung. Unsere Mutter hatte dieses Problem.

Nachdem sie als 10-Jährige gelernt hatte, wie wenig ihr Wut, Verzweiflung und Liebe nützten, sie nicht vor dem einsamen Weg in ein ihr unbekanntes Land behüten konnten, gewöhnte sie es sich an, ihre Gefühle weitgehend für sich zu behalten. Das muss bedrückend gewesen sein für sie selbst und war oft verstörend für uns, ihre Kinder.

Und doch haben wir letztlich verstanden, warum sie trotz des frühen Todes unseres Vaters und des jüngsten Bruders so getrost in ihrem hohen Alter lebte und sich mit ihrem nahen Tod auseinandersetzen konnte. Ihr Glaube, der sie als Kind beschützte in einer fremden Umwelt ohne Eltern, bewahrte sie auch später davor, am Leben zu verzweifeln. Denn lieben konnte sie trotz allem noch weiterhin, auch wenn es ihr schwerfiel, dies unumwunden zu zeigen.

Ich musste solch schwere Erfahrungen nicht machen und dennoch drängt trotz persönlichen Scheiterns auch bei mir nach außen, wovon ich lebe.

## 13. Dezember

**„Es bestätigt also den Glauben, wenn man sich als Glaubender zeigt. Was zeigt man? Die Wahrheit, die Schönheit und die Wichtigkeit einer Lebensoption.“ (Steffensky S. 52)**

Ganz wichtig erscheint mir in diesen Sätzen da Wort ‚zeigen‘. Denn in Wahrheit sind es zwar auch Worte, aber noch viel mehr die Lebensweisen von Personen, die uns davon Kenntnis bringen, dass Menschen aus einem Glauben an Gott leben. So entnahmen wir als Kinder aus den Erzählungen vom Leben unserer Großmutter, wie gewaltig ihr Gottvertrauen gewesen sein musste, das sie in ein weit entferntes Land brachte, zu einem Ehemann, den sie nicht kannte.

Doch die Frage: „Was zeigt man?“, richtet sich ja auch an mich, nicht nur an die Personen, von denen ich gelernt habe. Zeige ich mit meinem Leben die Wahrheit, Schönheit und Wichtigkeit einer Lebensoption? Was braucht es, um das zu tun, wie kann ich glaubwürdig davon zeugen, wovon ich lebe?

Meine einzige Antwort darauf ist die: Ich versuche, dankbar zu sein. Denn das erscheint mir das Allerwichtigste für mich selbst und andere. Diese Dankbarkeit kann ich nicht an ein gleichgültiges Universum richten, ich muss sie richten an den Urheber oder die Urheberin meiner Existenz. Meine Eltern auch, aber weit mehr noch an denjenigen, der meine Füße auf Wege gestellt hat, die mich glücklich und zufrieden machten.

Nicht ich allein habe mich auf oft schwierige Pfade begeben, mir wurden Erkenntnisse zuteil, die oft schmerzlich waren. Doch habe ich Menschen gefunden, Freundinnen und Freunde, die mich so liebten, wie ich bin. Ein liebevoller Partner wurde mir geschickt, meine Kinder und Enkel zeigen mir die Schönheit der Welt.

Ich hoffe, mit meinem Dank dies zeigen zu könne: die Schönheit, Wahrheit und Wichtigkeit einer Lebensoption. Einer Möglichkeit eben, die sich für uns alle auftut, auch wenn die alltäglichen Umstände dagegenzusprechen scheinen. Denn Glauben ist nicht etwas, was man nur durch eine rosarote Brille sehen kann. Er verschweigt bittere Realitäten nicht, macht auch oft an der Güte Gottes zweifeln.

Wenn wir uns umschaun in einer immer unfriedlicher werdenden Welt, in der Hass und Gewalt langsam aber sicher die Oberhand zu gewinnen scheinen, so ist unser Glaube nicht nur eine Wahrheit, sondern auch von unumgänglicher Wichtigkeit. Mit unserem Leben können wir zeigen, dass zerstörerische Wut und Menschenfeindlichkeit nicht das letzte Wort haben in unserer Gesellschaft.

Zwar mögen viele junge Menschen nicht mehr in die Kirche gehen, doch zeigen sie mit ihrer Hilfe für andere, wovon sie leben und worin für sie Wahrheit und Schönheit liegen.

## 14. Dezember

**„Schön nenne ich unsere Traditionen, die die Freiheit und Würde des Menschen und die Würde Gottes zeigen. Schön nenne ich die Begriffe von Schuld und Sünde, weil sie die Freiheit und Subjekthaftigkeit des Menschen betonen.“ (Steffensky S. 53)**

An diesen beiden Sätzen habe ich eine Weile zu kauen. Diese Art von Schönheit des christlichen Glaubens will uns nicht ohne weiteres einleuchten, finde ich. Zu lange haben die Begriffe ‚Schuld‘ und ‚Sünde‘ den Menschen Angst gemacht, ist mit ihrer Hilfe Macht ausgeübt worden über ängstliche Personen. So wird aus katholischen Kreisen berichtet, dass sich bereits kleine Kinder irgendwelche Vergehen ausgedacht haben, wenn sie zur Beichte mussten. Immer in der Furcht, Gott nicht zu genügen, wenn sie keine Sünden auf dem Kerbholz hatten.

Der Nachsatz soll mir erklären, was Steffensky meint. Wir sind freie Personen, die als Subjekte ihr Leben gestalten können, das macht unsere Würde als eigenständige Wesen aus. Nicht als Marionetten Gottes sind wir konzipiert, sondern als Personen, die sich gegen ihn und seinen Willen auflehnen können. Er möchte uns nicht als untertänige Befehlsempfänger sehen, sondern als Gesprächspartner.

Aus diesem Grunde besitzen wir die Möglichkeit, Schuld auf uns zu nehmen, und uns von ihm zu entfernen. Diese Trennung bezeichnet die Bibel als Sünde. Doch seine Freiheit und seine Würde bestehen darin, uns nicht danach zu behandeln, wie wir gehandelt haben. Auch wenn wir noch so sehr strampeln, um aus seinen liebevollen Armen fortzukommen, lässt er nicht von uns ab.

Kann man das als Zwang empfinden? Ja, das ist möglich. Meiner Tante, die mir einmal am Telefon erklärte, sie glaube nicht an Gott, erwiderte ich ganz gelassen. „Das macht nichts, solange er an dich glaubt.“ Ich meinte zu vernehmen, dass sie diese Überzeugung ziemlich empörend fand.

Heißt das nun, wir sind doch nicht so frei, wie wir denken? Doch, wir sind frei für Empörung und Auflehnung. Wir sind frei, Gott anzuklagen, weil es unter uns nicht ohne Gewalt und Tod zugeht. Frei sind wir, für Gerechtigkeit und Bewahrung zu bitten. Doch er ist auch frei, uns etwas zu gewähren oder nicht.

Es ist schon klar, dass Steffensky mit dem Begriff Schönheit nicht nur das Gute, die vermeintlich einfachen Seiten unseres Glaubens bezeichnet. Er zeigt unser Leben in seiner ganzen Ambivalenz, in unserem Hin – und Hergereissenseins unserer Überzeugung. Christen möchten die Schönheit ihres Glaubens zeigen, aber alltägliche Probleme, oft in Kleinigkeiten, scheinen uns immer wieder daran zu hindern. Da nützen auch die besten Vorsätze wenig. Nur manchmal geschieht es, dass wir das Empfinden haben, einen Zipfel jener Schönheit zu sehen und zeigen zu können.

**15. Dezember**

**„Von aufsässiger Schönheit sind die Geschichten, die von dem Gott erzählen, der die Armen liebt und das Verlorene nicht verloren gibt.“ (Steffensky S. 53)**

Einen herrlichen Ausdruck verwendet Steffensky hier: aufsässige Schönheit. Er macht deutlich, dass Schönheit nicht immer Gefälligkeit bedeutet, nicht das, was allen Menschen angenehm erscheint. Schon damals, diese Geschichten erzählt und später aufgeschrieben wurden, waren sie den allermeisten Zeitgenossen durchaus ein Dorn im Auge. Und das blieben sie bis heute. Auch wenn die christlichen Kirchen in ihrer Geschichte von dieser Schönheit und Wahrheit oft nichts wissen wollten.

Wollen wir davon etwas wissen? Manchmal sieht es so aus, als seien sich nichtreligiöse Menschen mehr als andere bewusst, dass es ein Gebot der Menschlichkeit sei, sich Armen und Zurückgelassenen zu widmen. Umso unverständlicher erscheint mir, dass heute so viele Personen um den Erhalt ihres Lebensstandards und um das vielbeschworene Wachstum in unserem Lande besorgt sind, sodass sie sogar dazu neigen, rechtsgerichtete und erklärtermaßen menschenfeindliche Parteien zu unterstützen.

Auf unseren Straßen sehen wir von Jahr zu Jahr mehr Menschen, die offenbar ohne Obdach leben müssen, hören von älteren Leuten, die obschon sie ihr Leben lang gearbeitet haben, nicht von ihrer Rente leben können. Kinder können an keinerlei Schulveranstaltungen teilnehmen, weil sie aus einer Familie kommen, in der blanke Not herrscht. Und Geflüchtete sollen demnächst weniger Geld, dafür aber Karten erhalten, damit sie nicht mehr ihre Familien im fernen Ausland unterstützen können und nicht mehr vom gelobten Deutschland in ihrer Heimat berichten.

Da treiben radikale Parteien unsere Politiker vor sich her, die mehr nach dem Ausgang der nächsten Wahl schießen, als danach, wie sie ihre Aufgaben für die Ärmsten erfüllen könnten. Denn die wählen sie aus Enttäuschung und Frust schon lange nicht mehr.

Ist die Schönheit der Geschichten von einem Gott, der die Armen liebt, noch aufsässig genug, möchte ich den Autor fragen. Oder haben wir es versäumt, sie so zu erzählen, wie sie es verdienen und wie sie gemeint sind? Ich fürchte, wir würden schwere Schuld auf uns laden, wenn wir nicht laut dagegen unsere Stimme erheben. Hört den Skandal, könnten wir rufen. Gott hat uns nicht dazu aufgefordert, jährlich unser Wachstum zu feiern und unsere Pfründe zu sichern. Zum Teilen sind wir aufgerufen, dazu das Los anderer Menschen zu erleichtern, ihnen Lebensgrundlagen, Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Gerechtigkeit halber müssen wir feststellen, dass sehr viele Menschen das auch tun. Ohne ehrenamtliche Helfer würde unser Land zusammenbrechen. Doch Anerkennung im großen Stil finden hauptsächlich jene, die auf Kosten anderer leben.



16. Dezember

**„Von atemberaubender Schönheit ist die Erzählung von dem Gott, der sich in Christus selbst verliert und einer der Gequälten dieser Erde wird. Unsere eigene Tradition als schön, als des Menschen und Gottes würdig zu beschreiben, das wäre die Rhetorik, die Menschen nicht einfach zum Glauben bringt; es ihnen aber einleuchtend macht, dass Christen und Christinnen so glauben. Schönheit gegen Glaubenskorrektheit, die wir so lange angebetet haben.“ (Steffensky S. 52/53)**

Im wahrsten Sinne des Wortes raubt einem die Botschaft vom ohnmächtigen, gequälten Christus den Atem. Ist sie dabei auch schön? Für die meisten Menschen unter uns sicher nicht. Denn gerade in Zeiten, die von dermaßen vielen Krisen geschüttelt sind, wie die unseren, wünschen sich viele eine starke Hand. Einen Gott, der auch einmal drein schlägt und Menschen nicht so gewalttätig und machtbesessen gewähren lässt, wie sie es augenblicklich tun.

Zumindest wünschen sie sich ein lautes Wort der Kirchen gegen Hass, Aufruhr und Genozid. Hat sich im Dritten Reich die Kirche nicht genug durch ihr Schweigen schuldig gemacht und es den Einzelnen überlassen, sich gegen Tyrannei und Vernichtung aufzulehnen und dafür die Zeche zu bezahlen? Muss das Gleiche jetzt nach mehr als siebzig Jahren wieder geschehen? Ist es immer noch nicht klar, nachdem die rassistisch motivierten Gewalttaten unter uns sich mehr als verdoppelt haben, wie anfällig unsere Gesellschaft für solches Gedankengut ist?

Der Autor schrieb diese Worte, als man noch allgemein von menschenverachtenden ‚Einzelfällen‘ sprach, die doch bereits damals einen deutlichen Hinweis auf die Verfassung unter uns gab. Ja, Gottes Würde angemessen ist die Erzählung von Christus als einem Gequälten, weil er sich damit unmissverständlich auf deren Seite stellt, ihnen gleich wird.

Doch, so frage ich allen Ernstes, ist sie auch unserer Würde angemessen? Oder müssten wir uns nicht schuldig bekennen, mehr zu den Tätern als zu den Gequälten zu zählen? Die wir bedacht und unbedacht die Würde anderer mit Füßen getreten haben.

Dennoch, würde mir Steffensky entgegenhalten, sind wir alle gemeint, Täter und Opfer. Das gerade ist die absonderliche Schönheit eines Gottes, der sich selbst verliert, um alle Menschen retten zu können. Allerdings nicht ohne die Aufforderung im Hintergrund erscheinen zu lassen: Kommt zur Besinnung! Gerade weil es ihm um jeden einzelnen geht, gerade weil er niemanden verloren geben will, keine gläubigen und keine religionsfernen Menschen, gab er sich in Gestalt seines Sohnes in gewalttätige Hände.

Wenn unsere nichtreligiösen Gesprächspartner darüber ins Staunen kommen, wenn nur wir selbst darüber wieder ins Staunen gerieten, wäre viel gewonnen.

17. Dezember

**„Der Glaube wird zum Glauben, indem er sich zeigt und darstellt... Christen, die die offenen Augen und den hellen Verstand nicht verloren haben, wissen, dass es nicht selbstverständlich ist, an Gott zu glauben.“ (Steffensky S. 54)**

Nein, selbstverständlich ist es in unserer Zeit wahrhaftig nicht, an Gott zu glauben. D.h. auf jemanden zu vertrauen, den ich weder sehen noch wirklich hören kann, der mir letztlich unbegreiflich bleiben wird. Es fällt uns schon schwer, Personen zu vertrauen, die man sehen und hören kann. Oder irre ich da?

Denn offenbar glauben und vertrauen viele Menschen sogar denjenigen, die sie weder sehen noch hören, sondern deren Äußerungen sie nur schriftlich (oder auch mündlich) über die Medien verfolgen können. Es scheint manche Personen geradezu stolz zu machen, dass sie ihre Informationen nicht mehr über die offiziellen Medien wie Zeitungen oder Fernsehen erhalten, sondern nur noch über das Internet. Da doch jeder, der die Ohren spitzt, mitbekommen kann, wie viele Lügen über jene Kanäle verbreitet werden, wenn sie denn überhaupt noch von lebenden Menschen kommen.

Ich erinnere mich, dass meine Großmutter sagte: „Er lügt doch wie gedruckt.“ Also scheint auch in früheren Zeiten das Vertrauen in die Medien nicht allzu groß gewesen zu sein. Aber dass die sogenannte ‚Lügenpresse‘ nicht mit den Unwahrheiten des asozialen Netzes konkurrieren kann, müsste inzwischen bei nahezu jedem angekommen sein.

In solchen Zeiten auch noch an Gott zu glauben ist ein wahrhaft wagemutiges Unterfangen. Denn offene Augen und Ohren und einen selbstständigen, natürlichen Verstand haben die meisten Christen ja beileibe nicht aufgegeben. Keine künstliche Intelligenz kann das nachvollziehen und das ist gut so. Auch wenn mir ein schreibender Kollege deutlich machen wollte, dass ChatGPT in der Lage sei, eine ordentliche Predigt zu schreiben.

Doch meinen Glauben, der sich zeigen will und den ich nicht geheim halte, kann mir keine noch so ausgeklügelte Intelligenz abnehmen. Im Gespräch mit anderen, im Zuhören und Bekennen, hoffentlich in meiner Lebensweise wird er mir und anderen deutlich. Auch und gerade in Zeiten, in denen er fast zum Ärgernis geworden ist, muss er heraus an die Öffentlichkeit, weil es sich bei ihm nicht um meinen persönlichen Besitz handelt.

Ich verstehe Steffenskys Worte so, als entstehe der Glaube immer neu in mir, je mehr und öfter er in meinen Worten oder Taten ans Licht tritt. Das ist eine wunderbare Sache, denn so bekomme ich immer wieder eine neue Chance, mir seiner gewiss zu werden. Unser alter Jugendpfarrer, Karl Koch, den ich sehr liebte, sprach dies in seinen morgendlichen Andachten immer aus: Gott gibt uns jeden Tag neue Möglichkeiten. Eine sehr tröstliche Zusage, so empfand ich es schon als Jugendliche.

## 18. Dezember

**„Es gibt ja ein Verstehen, dass nicht durch Erklärungen entsteht. Das Verstehen einer Geste; das Verstehen einer geheimnisvollen, alten und fremden Formel, einer Zauberformel.“ (Steffensky S. 58)**

Wir kennen alle Menschen, die durch Erklärungen nicht oder kaum zu erreichen sind. Das können ältere Personen sein, die ihr Gedächtnis und die Möglichkeit rationalen Verstehens verloren haben, aber auch andere, junge Menschen. Wie meine geliebte Großnichte Ida, die heute Geburtstag hat.

Wer in der Pflege arbeitet weiß, dass Gesten helfen. Eine zarte Berührung, ein angedeuteter Hinweis, ein Lächeln über einer ausgestreckten Hand. Auch ängstliche Personen lassen sich auf solche Gesten ein, schenken ihr Vertrauen an Menschen, mit denen sie gute Erfahrungen gemacht haben. Die sie schätzen und schützen.

Die Aufmerksamkeit und Liebe, die hinter solchen Begegnungen steht, wirkt wie eine geheimnisvolle Formel, die jeder Mensch begreifen kann. Auch die Worte: „Ich liebe dich“ können als eine solche Zauberformel verstanden werden. Sofern sie mit jenen beiden Bedingungen verbunden bleiben: der Wertschätzung der anderen Person und dem Willen, sie zu beschützen.

Eine kleine Begebenheit in der Coronazeit zeigt die Wirksamkeit solcher Zauberformel. Wir saßen an einem heißen Sommertag im Garten meiner Nichte, fein säuberlich nach Familienzusammengehörigkeit getrennt und auf Abstand, da trat Ida ganz nah zu meinem Mann und mir und sagte: „Ich hab euch lieb!“ Diese Zauberformel überwand spielend die Trennung zwischen uns, jede Furcht vor möglicher Ansteckung und sonstiger Bedenken. Das hatte sie, die sonst wenig sprach, noch nie zu uns gesagt.

Könnte es nicht auch zwischen anderen Menschen solche Formeln, solche geheimen Gesten geben, die ein Verständnis jenseits aller Erklärungen hervorrufen? Ich denke ja. Kürzlich sah ich im Fernsehen, dass in Schweden so etwas wie ein Pilotprojekt gestartet wurde. Ganz fremde Menschen sollten einander auf der Straße einfach grüßen, freundlich und kurz. Es stellte sich heraus, dass eine solche Geste gleich ein Lächeln auf die Gesichter zauberte.

Ich denke an unsere Radtouren im niedersächsischen Emsland. Dort sagt jeder zum Entgegenkommenden: „Moin.“ Ganz gleich zu welcher Tageszeit. Wir haben das für Touren in der Nähe übernommen und stellten fest, auch hier funktioniert es. Die meisten Menschen grüßen freundlich zurück. Und nicht nur ältere, sondern auch ganz junge.

Der Autor möchte uns ermuntern, auch unseren Glauben durch kleine Gesten, durch leicht verständliche Formeln zu bezeugen. Denn er ist der Ansicht, dass diese oft leichter zu verstehen seien, als jede Glaubenskorrektheit und Lehrmeinung, die wir nichtreligiösen Menschen gegenüber vertreten können. Ich finde den Gedanken sehr bestechend.

19. Dezember

**„An Gott glauben heißt auch, an Gott leiden; leiden an seiner Dunkelheit und an seiner Unverstehbarkeit. Gott zu vermissen, gehört zu unserem erwachsenen Gottesglauben. Wo bleibt denn euer Gott? Das ist die Frage, auf der der Atheismus besteht, es ist die Frage der Psalmen.“ (Steffensky S. 55)**

Ich denke, es ist auch unsere Frage, nicht nur die frommer Psalmbeter oder nichtreligiöser Menschen, sondern unsere eigene. Auch wir würden es zu gern sehen, dass Gott sich gelegentlich deutlicher zeigt, um Menschen aus ihrer Not zu retten, um menschenverachtendem Treiben ein Ende zu setzen.

Darum leiden Personen daran, dass sie ihn vermissen. Außer jenen vermutlich, die nicht an seine Existenz glauben. Oder stimmt das vielleicht gar nicht? Suchen sie möglicherweise mit uns nach Anzeichen, und seien sie noch so winzig, suchen sie am Ende sogar bei uns nach Signalen dafür, dass es Gott doch geben könnte, auch wenn er unverstehbar bleibt?

Ich vermute stark, dass sehr viel mehr Menschen an der scheinbaren Abwesenheit Gottes leiden, als wir denken. Wir brauchen uns nur umzusehen in der Umgebung, wo spirituelle Erfahrungscoaches aus dem Boden sprießen. Und Personen auf die abstrusesten sinnlichen und übersinnlichen Richtungen einschwenken, alles Mögliche und Unmögliche glauben, weil ihnen die Frömmigkeit ihrer Vorfahren oder der eigenen Kindheit gründlich abhandengekommen ist.

Oder betrachten wir jene, die in ihrem Glauben an Technik und Wissenschaft ihr Heil suchen. Es mag ihnen vollkommen genügen, dem menschlichen Verstand und seinen Erzeugnissen zu huldigen. Doch immer wieder wird auch ihnen bewusst werden, wie verletzlich beides ist, wie wenig wir uns letztlich darauf verlassen können.

In alledem zeigt sich, wie schwer es uns fällt, zu begreifen, dass wir weder als gläubige, noch als nichtreligiöse Menschen unser eigenes Leben zu kontrollieren in der Lage sind. Und wer möchte, kann sich deshalb auf den Standpunkt zurückziehen, Religion sei das Opium des Volkes. Wenn Marx damit ausdrücken wollte, der Glaube sei als Beruhigungsmittel für nicht allein denken könnende Menschen gedacht, so reihe ich mich gern in diese Menge ein.

Denn obwohl ich daran leide, dass Gott im Dunkeln und mir sein Wirken oft unverständlich bleibt, empfinde ich es als Trost, nicht alles und jedes in meinem Leben kontrollieren zu müssen. Nicht die eigenen Umwege, die ich genommen habe, nicht die Wege meiner Kinder und Enkel. Je älter ich werde, umso mehr beruhigt mich die Tatsache, dass mein Leben und Sterben nicht in meiner Hand, sondern in der eines liebenden Gottes liegt. Und nur so sehe ich hoffentlich ruhig dem letzten großen Abenteuer entgegen.

20. Dezember

**„Es lag (in den Gottesdiensten, die Verfasserin) ein Sprachgebäude vor, in das man flüchten konnte, wenn es einem die Sprache verschlagen hatte. Die meisten haben dieses Haus verlassen oder haben es nie gekannt, aus welchen Gründen auch immer. Der Atheismus ist landläufig geworden. Aber immer noch trauern Menschen über ihre Toten, bejubeln die Geburt ihrer Kinder, entsetzen sich bei den großen Einbrüchen des Lebens, fragen nach Vergebung, betteln um Segen, wenn sie auch das Wort kaum noch kennen.“ (Steffensky S. 55/56)**

Unser aller Grundbedürfnisse, unsere Gefühle unterscheiden sich ja nicht allzu sehr von denen unserer Mütter und Väter. Auch wenn wir der Überzeugung sind, alles habe sich schwerwiegend geändert seitdem sie lebten. Wir kennen wie sie Begeisterung, Verzweiflung, Desorientierung und Trauer. Ja, vielleicht sogar noch mehr als sie, die um das tägliche Überleben kämpfen mussten und daher oft ihre eigenen Gefühle vernachlässigten.

Heute scheinen mehr denn je Menschen unter seelischen Erkrankungen zu leiden, so wenigstens lassen es uns Untersuchungen wissen. Ich denke nicht, dass es nur daran liegt, dass solche Krankheitszeichen jetzt weniger tabuisiert werden als früher. Sondern eher daran, dass wir nicht mehr so genau wissen, wohin mit dem Empfinden unseres Versagens in einer Zeit, in der nur der Erfolg zählt.

Es gibt dazu in der fernöstlichen Weisheit ein schönes Bild, das ich hier nur dem Sinne nach anwenden kann. Ein Weiser reiste mit einem schnellen Verkehrsmittel, verharrte jedoch 3 Tage am Zielort. Auf die Frage, warum er die eingesparte Zeit nicht nutze, erwiderte er, seine Seele müsse erst nachkommen, sie sei noch nicht da.

Das heißt für uns doch nicht anderes, als: So schnell sich alles um uns herum entwickelt, besonders auch der technische Fortschritt, die menschliche Seele kommt nicht nach. Denn sie ist langsam, braucht ihre Zeit. Die ihr nicht mehr gegönnt wird. Wir sehen die gleichen Erscheinungen in der politischen Welt um uns herum. Alles dreht sich um Stunden, um Tage. Zur Ruhe und zum gründlichen Nachdenken kann da kaum ein Mensch kommen. Wann also soll seine Seele ihn erreichen?

Dorthin zu gehen, wo Raum ist für jubelnde oder traurige Gefühle, kann eine wichtige Erfahrung sein. Auch wenn Menschen die Gastfreundschaft solcher Gelegenheiten nur selten wahrnehmen, sind sie doch herzlich eingeladen. Denn unsere Gottesdienste sollen wieder einladende Räume sein. Niemand soll verpflichtet werden, dauerhaft in ihnen erscheinen zu müssen, aber das Angebot steht. Um einmal zu erleben, ob es nicht doch entlastend und erfreulich ist, einmal loslassen zu können, womit wir uns täglich herumplagen. Nicht im Sinne davon, vor der Realität davonzulaufen, sondern uns ihr gestärkt stellen zu können.

21. Dezember

**„Wo die Kirchen die Klarheit der Botschaft bewahren, da können Menschen Brosamen von diesem Brot mitnehmen in ihren durstigen, sehnsüchtigen und ‚kapellenlosen‘ Alltag. Die säkulare Gesellschaft braucht die Öffentlichkeit der Kirchen.“ (Steffensky S. 57)**

Wenn sogar ein Gregor Gysi sich so oder ähnlich äußert: Zwar glaube er nicht an Gott, ihm graue jedoch vor einer gottlosen Gesellschaft, so ist dieser letzte Satz des Zitates ganz sicher unbestreitbar. Die Öffentlichkeit der Kirchen benötigt unsere Gesellschaft schon deswegen, weil es ohne sie zwar Mahner, aber keine gibt, denen man nicht eigene Interessen unterstellen muss.

Die Kirche aber besitzt keine Interessen außer jenen, eine frohe Botschaft zu verkünden. Nämlich die, dass Gott die Armen und Zurückgelassenen nicht aufgibt, sondern ihnen nachgeht und sich mit ihnen gleich macht. Sollte sie sonstige Interessen, wie etwa den puren Erhalt der eigenen Institution haben, so sind diese ein Irrweg.

Nur und ausschließlich dann, entnehme ich den Worten des Autors, wenn die Kirche ihre ureigenste Botschaft bewahrt und weitergibt, wenn sie sie nicht verrückt machen lässt von einer schrumpfenden Mitgliedschaft, wenn sie erkennt, wie lebenswichtig es ist, dass Menschen der Nachricht von Gottes unverbrüchlicher Liebe vertrauen, besitzt sie ein Recht auf ihre Existenz. Dieser schrumpfenden Kirche, so klein und unbedeutend sie erscheinen mag, hat der Herr zugesagt, dass nichts und niemand sie überwinden und vernichten kann.

Denn von dem nahrhaften Brot, das mit dem Wort ausgeteilt wird, von dem Schwarzbrot des Evangeliums ernähren sich nicht nur jene, die Sonntag für Sonntag die Gottesdienste aufsuchen, sondern auch die anderen, die vielleicht noch einen kleinen Funken Hoffnung verspüren, es könne möglicherweise doch etwas daran sein an dem Trost, auf den Christen setzen.

So kann zu ihnen gleichsam durchsickern, dass sie ebenfalls gemeint sind, dass sie keineswegs außen vor bleiben müssen. Es aber können, wenn sie wollen. Und dennoch nicht aufgegeben sind. Klingt das widersprüchlich? Mag sein, aber so äußert er sich, unser Glaube.

Nun dient die Öffentlichkeit der Kirche jedoch nicht nur dazu, Trost und Hoffnung zu verbreiten. Sondern ebenfalls dazu, auf Irrwege der Gesellschaft hinzuweisen. Wie es ihr Auftrag ist, sich immer wieder selbst zu reformieren, muss sie der Pfahl im Fleisch einer Gesellschaft sein, in der es lediglich um Selbstoptimierung und der Anhäufung von immer mehr Gütern und Wachstum des Wohlstandes geht. Auf die gerechte Verteilung von Lebenschancen hinzuweisen bleibt ihre Aufgabe.

Bei manchen Menschen wird sichtbar, dass das Wachstum der Güter nicht mit dem der Persönlichkeit korreliert. Das sollte uns zu denken geben.

## 22. Dezember

**„Es gibt eine andere, magische Vorstellung: dass allein die Erklärung und die Erklärtheit die Kraft des Segens retten. Ja, das Wort dient dem Geist, aber die Worte ersäufen ihn.“ (Steffensky S. 58)**

Offenbar sehnen sich auch nichtreligiöse Menschen danach, einen Segen zugesprochen zu bekommen. In verschiedenen Veranstaltungen wird dies immer wieder deutlich. Ja, anscheinend möchten sie sogar ihre Tiere oder unbelebte Gegenstände segnen lassen, was mich immer wieder mit Erstaunen erfüllt.

Also hat der kirchliche Segen eine Wirkung. Weit über die Angehörigen der Institution hinaus. So scheint er eine Magie zu besitzen, denen sich kaum ein Mensch entziehen kann oder will. Es ist nicht erforderlich, seine Wirkung wortreich zu erklären, denn er vermag sie ganz ohne Erläuterungen zu entfalten.

Im Gegenteil: Erklärungen schaden nur. Das meint Steffensky, wenn er sagt: „Das Wort dient dem Geist, aber die Worte ersäufen ihn“. Gelingt uns das vielleicht sogar an anderer Stelle als nur beim Segen? Nämlich den Geist zu ersäufen?

Ich fürchte ja. Wenn die Klarheit der Botschaft durch christliche Formeln verwässert wird, wenn wir in den Gesprächen mit Atheisten nur noch auf erlernte Redewendungen zurückgreifen müssen, dann ersäufen wir den Geist. Dabei wissen wir alle ganz genau, dass es nicht einfach ist, uns mit Menschen zu verständigen, die an die Existenz Gottes nicht glauben. So mag die Gefahr groß sein, sich in Lehrweisheiten auszudrücken. Aber damit erreichen wir das Gegenteil.

Wenn allein der Zuspruch des Segens seine Kraft rettet, warum gilt das gleiche nicht für die Gegenwart Gottes? Gibt es dafür nicht die magische Vorstellung: Mit mir geschieht etwas, ohne dass ich es will oder herbeigerufen habe? Menschen berichten von solch einem Ereignis als ihrem ‚Bekehrungserlebnis‘. Ich möchte nicht dagegen reden oder argumentieren. Vielleicht haben sie das tatsächlich so empfunden.

Problematisch erscheint mir nur, wenn sie von anderen verlangen, ähnliche Erlebnisse und Phänomene vorzuweisen. Ich denke schon, dass mit uns allen zu bestimmten Zeiten und Gelegenheiten wundersames geschehen kann, habe ich doch auch schon ähnliche Empfindungen gehabt. Doch sind sie, wie der Empfang des Segens, kein unveräußerlicher Besitz, der mir eine Vorzugsstellung vor anderen einräumt.

Im Gegenteil: Sofern ich eine Kraft oder Wirkung verspüre, die nicht aus mir selber kommt, kann ich davon weitergeben und bekomme geradezu den Auftrag dafür. Sofern Gott sich in meinem Leben bemerkbar macht, was er ganz sicher tut, ist es an mir, davon nicht zu schweigen, sondern in aller Behutsamkeit dies bemerkbar zu machen.

## 23. Dezember

**„Menschen sind Gast im Glauben auf Zeit, und die Aufgabe der Kirche ist es, den Fremden zur Verfügung zu stehen und Gastfreundschaft zu gewähren, den stummen Mündern Sprache zu leihen und dem kapellenlosen Glauben sein Haus. Auch der Glaube auf Zeit ist eine Form des Glaubens.“ (Steffensky S. 57)**

Gerade ist eine Untersuchung der evangelischen Kirche erschienen, in der festgestellt wird, dass sich in der letzten Zeit Menschen in großer Zahl als nichtreligiös bezeichnet haben. Ich denke, wir als Angehörige der Institution brauchen deshalb nicht in Panik zu verfallen, weil uns etwa die Geldmittel ausgehen. Es gibt schon seit einigen Jahren weniger Personen, die ihr Gehalt von der Einrichtung beziehen und deren Zahl wird in den nächsten Jahren noch größer werden. Lässt dadurch das Engagement jener nach, die sich mit Kraft und Zeit einbringen? Das kann ich nicht entdecken.

Bereits etliche Dienste in unseren Gemeinden werden seit Jahren von ehrenamtlichen Helfern versehen, die Leitungsämter der Presbyterien beruhen geradezu auf dem Prinzip der Ehrenamtlichkeit. Mit anderen Worten: Eigentlich ruht die Wirksamkeit unsere Kirche auf den Schultern von freiwillig tätigen Personen.

Interessant war bei der Umfrage für mich folgendes: Trotz des hohen Anteils nichtreligiöser Personen, waren aber dieselben der Meinung, dass die Kirche unbedingt ihre Tätigkeit in Diakonie und anderen Aufgaben aufrechterhalten solle. Das heißt doch wohl nichts anderes als: Die Theorie der Religion ist weniger wichtig, als deren Erscheinungsbild in ihren Diensten für andere Menschen. Taten scheinen die Kirche einzig noch glaubwürdig zu machen, wenn auch ihre Verkündigung das kaum noch schafft.

Doch nach Steffenskys Aussage gehört beides zusammen. Die Gastfreundschaft, die die Kirche gewährt, vor allem bei den besonderen Anlässen des Feierns, muss mit der Verkündigung der frohen Botschaft einhergehen. Denn damit wird gleichzeitig deutlich, dass Ungerechtigkeit und Ungleichheit unter uns nicht hingenommen werden kann. Und wir achselzuckend zur Tagesordnung übergehen können.

Das in der Politik so beliebte Wort der ‚Sachzwänge‘ muss gegenüber solcher Wahrheit schweigen. Doch eins ist leider auch klar: Für Aufgaben, die den ärmsten und hilflosesten Menschen dienen, wird Geld benötigt. Wird also von einer Gesellschaft, die sich als nichtreligiös bezeichnet auch die nötige finanzielle Unterstützung eingespart, so kann die Kirche ihre Dienste irgendwann nicht mehr leisten.

Wir sehen es an den Einsparungen, die die Politik in den nächsten Jahren vornehmen will: Wenn kein Geld mehr da ist für die Zurückgelassenen, dann haben wir als Gesellschaft ein riesiges Problem. Leider kann dies letztlich nicht von freiwillig Tätigen aufgefangen werden.



## 24. Dezember

**„Ob religiös oder nicht, es hungern viele nach einem Wort oder einer Geste, die eine Ganzheit verspricht, die man begehrt, obwohl man nicht mehr an sie glaubt.“ (Steffensky S. 57)**

Wahrscheinlich ist das der Grund, aus dem in vielen Familien noch Weihnachten gefeiert wird, vielleicht sogar mit einem Gang in die Kirche. Denn wir alle hungern nach einer Ganzheit, sehnen uns nach einer Einheit, ob wir uns dies nun eingestehen mögen oder nicht. Es gibt dazu ein wunderschönes Lied: „Da wohnt ein Sehnen tief in uns, o Gott, dich zu sehn, dir nah zu sein...“. Ich denke, das bringt es auf den Punkt.

An diesem Tag, dem Heiligen Abend feiern wir das Ereignis, dass Gott uns nicht allein lassen will in einer unsicheren Welt. Dass er mehr als ein Zeichen gesetzt hat, er sich selbst in Gestalt seines Sohnes in gewalttätige Hände gegeben hat. So erlebte er am eigenen Leibe, was es heißt, ein Mensch zu sein. Mit Zweifeln, Liebe, Furcht und Trauer, mit all dem, woran auch wir nicht vorbeikommen.

Ein für uns immer noch völlig unbegreiflicher Vorgang. Dass Gott seine Macht aufgibt, um seine Solidarität mit Menschen deutlich zu machen, kann mit klarem Verstand fast nur bezweifelt werden. Jedenfalls haben Menschen sich Götter immer anders vorgestellt. Eher rachsüchtig und strafend, niemals entgegenkommend und liebevoll bis zur Selbstverleugnung. Wenn wir Christen das schon kaum kapieren, wie sollen es erst andere begreifen? Es sei denn, sie wären Kinder.

Möglicherweise feiern ja viele Menschen deshalb Weihnachten, um ihre Kinder nicht zu enttäuschen. Denn seltsamerweise sind sie es, die sich am besten vorstellen können, dass auf ein Vergehen nach einer Ermahnung, vielleicht auch einer kleinen Strafe, noch eine liebevolle Umarmung folgt. Dass die Eltern nicht dauerhaft wütend sind, sondern sie immer noch liebhaben.

Warum nur können wir Erwachsenen dasselbe nicht von Gott glauben? Wie Kinder sich die Einheit mit ihren Eltern ersehnen, so wohnt tief in uns noch der Wunsch, den verlorengegangenen Teil unser Selbst zu finden, die Ganzheit eben. Es ist dies die Hoffnung, mit Gott und anderen Menschen eins zu sein. Für viele mag die Suche nach dem Lebenspartner, dem Seelenverwandten, der Ersatz für diese Sehnsucht gewesen sein, bevor sie merken, dass sie ihn und sich damit hoffnungslos überforderten.

Heute, an diesem 24. Dezember, können wir die Einheit mit unserem Gott feiern. Nicht weil wir sie herbeigeführt hätten, sondern er selbst. Nicht, weil wir sie gewollt hätten, sondern er. Kann man sich darauf nicht einfach mal einlassen? Ich finde es wunderbar, dass es solche Feiertage, solche Momente in unserem Leben gibt. Dass Gott uns liebevoll entgegenkommt, und das an jedem einzigen Tag unseres Lebens.

**Frohe Weihnachten!**